

*Erschienen in: WOZ Die Wochenzeitung Nr. 14,  
1. April 2004*

\*\*\*

**Der neue Kapitalismus** *Die Achtundsechziger wollten das kapitalistische System abschaffen. In Wirklichkeit reformieren sie ihn erfolgreich, behaupten Luc Boltanski und Eve Chiapello.*

*Von Peter Schallberger*

## **Selbstverwirklichung macht Spass!**

Warum tun wir uns das an? Weshalb klinken wir uns täglich ins Arbeitssystem ein und erkennen stillschweigend an, dass das Erwirtschaftete nicht uns, sondern den Shareholdern gehört? Und behaupten am Ende, das Ganze mache uns Spass, trage zu unserer «Selbstverwirklichung» bei. Sind wir verrückt? Autoritätsgläubige Masochisten? Feiglinge?

Die wohl raffinierteste Antwort auf diese Fragen findet sich beim deutschen Soziologen Max Weber: Der kapitalistische Unternehmer habe «nichts von seinem Reichtum für seine Person – ausser der irrationalen Empfindung guter Berufserfüllung». Darin unterscheidet er sich nicht von den qualifizierten ArbeiterInnen, die er an sich bindet. Auch sie orientieren sich am protestantischen Gedanken der Berufspflicht und kommen «rational», diszipliniert und gewissenhaft ihren Aufgaben nach. Auch sie erblicken in der Summe der Werke, Taten und Erfolge, die sie während ihres beschränkten irdischen Daseins zu verbuchen vermögen, ein Zeichen individueller Bewährung. Der Kapitalismus braucht die Menschen nicht mit dem Versprechen auf Millionenabfindungen, mit dem Schüren von Angst oder gar mittels Androhung von Gewalt an ihre Arbeitsplätze zu treiben. Motiviert oder abgeklärt gehen sie täglich selber da hin.

Für Luc Boltanski und Eve Chiapello – er arbeitet als Forschungsdirektor an der Ecole des hautes études en sciences sociales, sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ecole des hautes études commerciales in Paris – ist Webers Antwort nicht Antwort genug. In ihrem 1999 erschienenen Buch «Le nouvel Esprit du Capitalisme», das seit kurzem in einer sich penibel am Originaltext orientierenden deutschsprachigen Übersetzung vorliegt, argumentieren sie, dass der Kapitalismus zusätzlich zu der von Max Weber beschriebenen Beteiligungsmotivation einer moralischen Legitimation bedarf. Denn die Menschen, derer er sich bedient, sind nicht nur ökonomische, sie sind auch politische Wesen. Und als solche haben sie nicht vergessen, was die liberalen Revolutionäre ihnen einstmals versprochen: Dem Gemeinwohl und dem Fortschritt solle der Koloss des Kapitalismus dienlich sein, ökonomische Sicherheit solle er gewähren und Chancen auf Autonomie und Selbstverwirklichung darüber hin-

aus. Doch wie sehr er sich auch wendet und dreht, er schafft es nicht, diese Ideale als realisiert hinzustellen. Deshalb greifen die Menschen ständig von neuem zum Mittel der Kritik. Und was tut der Kapitalismus? In einzelnen Brocken verleibt er sich die Kritik der Menschen ein, setzt sich eine freundlichere Fratze auf und findet für all das, was an ihm hässlich bleibt, eine plausible Formel der Rechtfertigung.

## **Das Ende der Gemütlichkeit**

„Polisformen“ nennen Boltanski und Chiapello diese ideologischen Rechtfertigungsformeln, die jeweils für eine befristete Zeit die erhitzten Gemüter zu beruhigen vermögen. In einer frühen Phase des Kapitalismus wurden die ausgebeuteten Massen mit dem Argument abg gespeist, es gebe grössere Leuchten als sie, weshalb sie sich mit ihrer miserablen Lage abzufinden hätten („erleuchtete Polis“), oder sie hätten zu akzeptieren, dass nicht ihnen, sondern ihren gütig-strengen Patrons die Herrschaft im Hause gebühre („familienweltliche Polis“). Später liess man sie in aller Würde wissen, dass der bourgeoise Herr nicht in seinem eigenen Interesse, sondern im Dienste des Gemeinwohls seinen Geschäften nachgehe („bürgerweltliche Polis“). Als die guten alten Bürger-Kapitalisten ausgestorben waren, hiess es, das Glück gebühre den Tüchtigen („marktwirtschaftliche Polis“). Und als es später auch kleinen Leuten erlaubt war, sich ein Stücklein Bildung abzuholen, um in riesigen Konzernbürokratien ein Plätzchen zu finden, durften sich diese der Hoffnung hingeben, eine effiziente Erledigung ihrer Arbeit werde ihnen Sicherheit und zwangsläufig den erhofften Aufstieg bescheren („industrielle Polis“).

Doch spätestens seit Anfang der neunziger Jahre bekommen wir es auch hierzulande zu spüren: Die gemütliche Welt des organisierten Kapitalismus ist am Ende. Als ein Fossil oder Schmarotzer gilt, wer noch zu fordern wagt, den selbstregulierenden Kräften des Marktes sei ein Sozialstaat zur Seite zu stellen, der die Ausrangierten auffängt und ein ganz kleines bisschen für Umverteilung sorgt. Eine Ewiggestrige oder ein Dummkopf gar, wer meint, das einmal erworbene Berufsdiplom und der soeben unterschriebene Arbeitsvertrag böten eine längerfristige Arbeitsplatzgarantie. Am allerschlimmsten aber diese Gewerkschafterinnen! Insistieren auf irgendwelchen Mindest- und Standardtarifen, Gesamtarbeitsverträgen und Normalarbeitszeiten, wo die Arbeitswelt doch längst eine bunte und global vernetzte ist; wo fitte Menschen auf flexiblen Bürostühlen herumrattern, um in ihren virtuellen Unternehmen je nach aktuellem Bedarf mal einen Plantagenarbeiter in Paraguay, mal einen Industrieroboter in China, mal einen Transporteur in Rothrist oder eine Textilarbeiterin in Bangladesch einfach per Mausclick in Aktivität zu versetzen.

## Der Geist von 1968

Weshalb aber erschöpft sich die Kritik an diesen Zuständen in einer unreflektierten und konsequenzlosen Empörung über all das, was an Leid und Elend täglich fernsehgerecht aufbereitet in die Stuben flimmert? Zum einen, so die AutorInnen, weil die Organisation von Widerstand in Zeiten individualisierter, prekärer und unsicherer Beschäftigungsverhältnisse zwangsläufig schwieriger wird. Und zum anderen deshalb, weil sich nicht nur der Kapitalismus verändert hat, sondern auch sein ideologischer Überbau. Eine neue «Polisform» ist am Entstehen. Sie lässt uns ein Leben im neuen Kapitalismus derart attraktiv erscheinen, dass wir unser früheres Streben nach Sicherheit, Gleichheit und Gerechtigkeit regelrecht zu hassen gelernt haben.

Boltanski und Chiapello vergleichen Managementliteratur aus den sechziger mit Managementliteratur aus den neunziger Jahren. Im Wandel der darin skizzierten Konzepte sehen sie die Entstehung der neuen „projektbasierten Polis“ dokumentiert. Anstelle von Arbeitsplatzsicherheit verspricht sie Arbeitsmarktfähigkeit («employability»). Ist es denn nicht schön, sich ständig neuen Herausforderungen stellen zu dürfen? Erfolgreich im neuen Kapitalismus ist, wer offen, begeisterungsfähig, risikofreudig und vor allem teamfähig ist; wer frei und ungebunden sein will, nirgends und überall zuhause ist; mit jeder und jedem kann; kulturelle, geographische, berufliche und soziale Grenzen zu überwinden weiss; sein Leben als eine Abfolge von Projekten versteht und die Welt als ein Netz potentieller Kontakte. Ein «Netzkiller» hingegen ist, wer nicht loslassen kann; wer sich auf ein einziges Projekt versteift; wer unsicher, angespannt, verkrampft oder unausgeglichen wirkt; wer sich anderen gegenüber ängstlich, misstrauisch, intolerant oder arrogant verhält, und vor allem: wer die neuen Verhältnisse persönlich nicht als bereichernd erlebt. Ist die «konnexionistische Welt» denn nicht die, die wir uns schon immer erträumt haben?

Was ihnen aus der untersuchten Managementliteratur entgegenwehe, so Boltanski und Chiapello, sei nicht der wieder erwachte Geist eines primitiven Wirtschaftsliberalismus – es sei vielmehr der Geist von 1968. Überzeugend zerschlagen sie am französischen Beispiel den Mythos, dass es den streikenden ArbeiterInnen und den rebellierenden Intellektuellen damals um das Gleiche ging. Sie rekonstruieren eine «Sozialkritik» auf der einen und eine «Künstlerkritik» auf der anderen Seite. Die ArbeiterInnen kritisierten «Ausbeutung». Sie forderten bessere Löhne, sichere Arbeitsverhältnisse, mehr Gleichheit und mehr Gerechtigkeit – also all das, was uns mittlerweile so antiquiert vorkommt. Der Protest der Studierenden, Intellektuellen und KünstlerInnen hingegen richtete sich gegen «Entfremdungen» in einer patriarchal, autoritär und bürokratisch organisierten Welt. Er zielte auf die Freisetzung von Individualität, Kreativität und Autonomie.

Exakt diese Forderungen verleibte sich der attackierte Kapitalismus ein und schuf – teils ideologisch, teils aber auch real – die neue Welt der solaren Firmen, der flachen Hierarchien und der schlanken Produktion. Die AutorInnen kommen zum brisanten Schluss, dass der Antietatismus, der die gegenwärtigen politischen Kämpfe beherrscht, kein neoliberaler, sondern im Kern ein ultralinker sei.

Freilich: Dieser Schluss ist vorschnell gezogen. So leicht lässt es sich nicht wegdiskutieren, dass es an erster Stelle neoliberale ÖkonomInnen sind, die uns für den Fall, dass wir den Staat nicht verschlanken, Unheil prophezeien. Doch in gewisser Weise haben Boltanski und Chiapello auch Recht: Immer dann, wenn diese neoliberalen ÖkonomenInnen nicht drohen, sondern uns eine schöne neue Welt vorgaukeln, outen sie sich als das, was sie aufgrund ihrer Generationszugehörigkeit sind: als Achtundsechziger. Die AutorInnen fordern ein Wiedererstarken der «Sozialkritik». Das ist konsequent – und überhaupt ist ihr Buch ein Wurf. Schade ist nur, dass ihre Argumentation in diversen Passagen zu wenig verdichtet, zu redundant und zu ausschweifend ist. Das kostbarste Gut in der „projektbasierten Polis“ ist die Zeit.

Luc Boltanski, Eve Chiapello: «Der neue Geist des Kapitalismus». Konstanz 2003. UVK-Verlag. 735 Seiten. Fr. 79.90.